



Anarchistische und kommunistische Kritik der Judenfeindschaft in der KPD

Ein Interview

Olaf Kistenmacher und David Hellbrück

Zitation: Kistenmacher, Olaf / Hellbrück, David (2024): Anarchistische und kommunistische Kritik der Judenfeindschaft in der KPD. Ein Interview, in: Kritiknetz – Zeitschrift für Kritische Theorie der Gesellschaft (Hrsg. Heinz Gess)

© 2024 bei www.kritiknetz.de, Hrsg. Heinz Gess, ISSN 1866-4105

Ein Interview mit Olaf Kistenmacher über die anarchistische und kommunistische Kritik der Judenfeindschaft in der KPD. Es interviewt David Hellbrück, ça ira.

»Ich würde das Problem nicht allein an dem Verhältnis zu Partei und Staat festmachen«

David Hellbrück Dein jetzt vorgelegter Essay geht auf eine umfangreichere Untersuchung zum Thema zurück, auf deine als Dissertation eingereichte Studie, die unter dem Titel *Arbeit und »jüdisches Kapital«*. *Antisemitische Aussagen in der KPD-Tageszeitung Die Rote Fahne während der Weimarer Republik* Veröffentlichung fand. Warum hast du die Zeit der Weimarer Republik in den Blick genommen?

Olaf Kistenmacher Eigentlich wollte ich historisch noch weiter zurückgehen, quasi zu den Anfängen der Arbeiterbewegung in Deutschland. Denn mich hat die Frage beschäftigt, ob ein Zusammenhang zwischen der Bildung einer Arbeiterbewegung, die sich also über das

Konzept »Arbeit« definiert, und der Judenfeindschaft innerhalb dieser Bewegung besteht. Dann habe ich festgestellt, dass sich zwar einige Studien – wie die von Thomas Haury, Birgit Schmidt, Edmund Silberner, Enzo Traverso – mit einzelnen Aspekten der KPD zur Zeit der Weimarer Republik beschäftigen, dass aber eine systematische Untersuchung fehlt, die die ganze Zeit von 1918 bis 1933 abdeckt. Zudem war die einzige existierende Arbeit von Hans-Helmuth Knütter, *Die Juden und die deutsche Linke in der Weimarer Republik. 1918–1933* von 1971, längst überholt. Knütter reproduzierte darin selbst antisemitische Vorstellungen; er gehört ja seit Mitte der 1990er Jahre klar zum Umfeld der Neuen Rechten.

DH Wie kam es dazu, dass du auf den Zusammenhang von Arbeiterbewegung und Antisemitismus gestoßen bist?

OK Die Frage ist natürlich von der Diskussion über Antisemitismus in der Linken inspiriert, die in den 1990er Jahren aufkam. Zu der Zeit las ich in verschiedenen Lesekreisen Moishe Postones Aufsatz »Nationalsozialismus und Antisemitismus«, in dem er schon 1979 die These aufstellte, Judenfeindschaft in der Linken lasse sich aus einem »personifizierten« oder »verkürzten »Antikapitalismus« erklären. Diese These wollte ich empirisch prüfen. Die erste legale kommunistische Partei in Deutschland schien mir ein gutes Beispiel zu sein, und die bereits vorliegenden Studien bestätigten meine Vermutung, dass die KPD ein fetischistisches Verständnis des Kapitalismus pflegte. Daher auch der Titel meiner Dissertation, der auf den klassischen Widerspruch von »Arbeit« und »Kapital« anspielt.

DH Der »verkürzte« Antikapitalismus ist ja in aller Regel ein völkischer Antikapitalismus, der die gesellschaftliche Form, in der sich das Kapital beinahe wie automatisch reproduziert, nicht begreift und somit »den Juden« von der Form, in der Reichtum produziert wird, ausschließt, abschneidet und absplattet und so die Krise kapitalistischer Reichtumsproduktion exorziert ... Das führt uns direkt zu deinem Buch. Du beschreibst das Krisenjahr 1923. Was hat es damit auf sich, warum beginnst du damit?

OK Das Jahr 1923 war in mehrerer Hinsicht besonders. Zum einen erwartete die Kommunistische Internationale für dieses Jahr eine Revolution in Deutschland, und die ökonomische Krise mit der ungeheuren Inflation schien diese Erwartung zunächst zu bestätigen. Die KPD wählte allerdings einen ungewöhnlichen Weg, um dafür eine breite Basis zu gewinnen: Namhafte KPD-Mitglieder fischten ganz offen im rechtsextremen, völkischen Spektrum nach

neuen Anhängerinnen und Anhängern. Dabei distanzieren sich Ruth Fischer, Karl Radek oder Hermann Remmele zwar vom Judenhass ihrer politischen Todfeinde – gleichzeitig behaupteten sie, dass der Antisemitismus nur ein verkappter Antikapitalismus sei, und reproduzierten dabei selbst die Vorstellung, in Deutschland wäre ein »jüdisches Kapital« dominant. Ruth Fischer trat 1923 vor völkischen Studierenden auf. Auf Zwischenrufe entgegnete sie, wer »gegen das Judenkapital« aufrufe, sei »schon Klassenkämpfer, auch wenn er es nicht weiß«.

DH Blieben solche Äußerungen innerhalb der KPD unwidersprochen?

OK Wir wissen nur deswegen heute von Ruth Fischers Aussagen, weil ein ehemaliges Gründungsmitglied der KPD, Franz Pfemfert, im Publikum saß und entsetzt und wütend in seiner Zeitschrift *Die Aktion* über die Veranstaltung berichtete. In seinen Augen bedeutete Fischers Agitation einen Bruch mit dem, wofür die KPD eigentlich einmal stand. Im Parteiorgan *Die Rote Fahne* kritisierte niemand den Kurs der KPD. Vielmehr wurde eine Rede, die Hermann Remmele, ein anderes führendes KPD-Mitglied, im August 1923 auf einer NSDAP-Versammlung in Stuttgart hielt, sogar in der *Roten Fahne* abgedruckt. Das Redeprotokoll enthält einen ganz ähnlichen Wortwechsel wie den zwischen Ruth Fischer und den Studierenden. Erst bei dem Parteitag im Frühjahr 1924 warnten Clara Zetkin und ein namentlich nicht genanntes Mitglied der Parteizentrale, des späteren Zentralkomitees, mittlerweile gebe es »vereinzelte antisemitische Unterströmungen in der Partei«.

DH War der Widerspruch innerhalb der Partei nur in dieser Sache oder ganz grundsätzlich nicht erwünscht oder gestattet?

OK Die *Rote Fahne* war das Organ der KPD, und die Partei hatte bekanntlich immer recht. Doch bis Mitte der 1920er Jahre gab es noch so etwas wie verschiedene Fraktionen innerhalb der KPD, und wenn ein führendes Mitglied eine abweichende Position vertrat, konnte diese bis 1926 noch Eingang in das Zentralorgan finden. Auf dem Parteitag, auf dem Zetkin ihre Kritik äußerte, kamen ebenfalls verschiedene Meinungen zu Wort. Aber diskutiert wurde über ihre Kritik nicht.

1920 hatte es eine große innerparteiliche Auseinandersetzung gegeben, die zur Abspaltung der Kommunistischen Arbeiterpartei (KAPD) führte und bei der es um Nationalismus und eben auch Antisemitismus ging. Die Hamburger Nationalbolschewiki hetzten gegen den KPD-Vorsitzenden Paul Levi auf klar antisemitische Weise, bezeichneten ihn als »Judas« und raunten von seinen »besonderen internationalen Verbindungen«. Diese Auseinandersetzung war keine Kleinigkeit. In Hamburg wechselte die Hälfte der KPD-Mitglieder zur KAPD.

DH Du erwähnst in deinem Buch Walter Benjamins *Moskauer Tagebuch*, worin er 1926 festhielt: »Entfernung der Opposition aus den leitenden Stellen. Damit identisch: Entfernung zahlreicher Juden zumal aus den mittleren Chargen. Antisemitismus in der Ukraine.« Welche Konsequenzen hatte eine Distanzierung zur Partei für die Kritiker in der damaligen Zeit?

OK Das war sehr unterschiedlich. Walter Benjamin hat zwar mit dem Gedanken gespielt, Mitglied der KPD zu werden, diesen Schritt jedoch nach seinem Moskau-Aufenthalt nicht vollzogen. Clara Zetkin konnte ihre Kritik zwar äußern, blieb aber in Russland oder musste dort bleiben und war deswegen politisch ziemlich machtlos. Ausgeschlossen wurde man wegen der Kritik direkt nicht.

In der Kommunismusforschung hat vor allem Hermann Weber die These aufgestellt, die »Säuberungen« der KPD Mitte der 1920er Jahre seien unterschwellig von antisemitischen Ressentiments begleitet gewesen, ebenso wie Leo Trotzki behauptete, die Stalin'sche Fraktion habe mit judenfeindlichen Anspielungen Hetze gegen die Opposition um Kamenew, Sinowjew und Trotzki betrieben. Für diese These spricht – außer einigen überlieferten judenfeindlichen Aussagen –, wie sich die KPD im Lauf der 1920er Jahre wandelte: Aus einer Partei, die anfangs maßgeblich von jüdischen Mitgliedern geprägt war, wurde die KPD unter Thälmann, in der Mitglieder aus jüdischen Familien keine große Rolle mehr spielten. Trotzdem ist Webers These schwer zu belegen, denn es wurden viele ehemalige Funktionärinnen und Funktionäre aus der Partei gedrängt, aus verschiedensten Motiven, mit den unterschiedlichsten Begründungen. Mitte der 1920er Jahre traf es die sogenannten Ultralinken, zu denen auch Karl Korsch zählte, Ende der 1920er Jahre dann die sogenannten Rechten um Heinrich Brandler und August Thalheimer. Entscheidend, so schreibe ich in meinem Buch, ist, wie die KPD diesen Identitätswechsel propagandistisch nutzte.

DH Was bedeutete für die jeweiligen Leute der Ausschluss aus der KP? Ich würde denken, dass sich die ganze Misere möglicherweise an der Biographie Franz Pfemferts gut zeigen ließe. Die einstige Hoffnung auf Revolution, die an den Sieg der KP geknüpft war und die sodann – nach den vielen Enttäuschungen – vorrangig mit Terror verbunden wurde, ließ die Leute aus guten Gründen ja schier verrückt werden, weil man vom Nabel der einstigen Welt abgeschnitten wurde. Birgit Schmidt hielt anlässlich des 50. Todestages von Pfemfert fest, dass er auf die stalinistische Verfolgung, die bis ins mexikanische Exil reichte, letztlich der Paranoia erlag: »Pfemfert reagierte, indem er sich von allen zurückzog; er wurde offen

paranoid. Im Frühling 1951 – drei Jahre vor seinem Tod – gab es nur noch zweierlei, was ihn interessierte und erboste. Zum einen Israel und der Antisemitismus, zum anderen seine Katze und bald darauf deren Tod.« Kurzum: Ließe sich eine Geschichte der ganzen Misere, die um die gescheiterte russische Revolution, den Antisemitismus, dem Vorrang der Partei und der damit verbundenen Verdammung des Einzelnen kreist, nicht und gerade auch um die Biographie Franz Pfemferts herum erzählen, dem zum Ende hin einzig nur noch seine Katze blieb?

OK Birgit Schmidts Studien haben mir sehr geholfen, das Problem mit dem Antisemitismus in der KPD klarer zu sehen und genauer fassen zu können. Allerdings habe ich weder in meiner Dissertation noch in meinem neuen Buch einen biographiehistorischen Ansatz verfolgt, sondern mich vornehmlich auf offizielle, öffentliche Statements konzentriert. In »*Gegen den Geist des Sozialismus*« geht es mir ja darum zu zeigen, inwiefern der Antisemitismus von links bereits zu dieser Zeit Gegenstand öffentlicher Auseinandersetzungen gewesen ist. Privatere Mitteilungen habe ich deswegen nur herangezogen, wenn sie quasi den Hintergrund veröffentlichter Positionen bildeten.

Grundsätzlich teile ich die Einschätzung, dass die Entwicklung des Kommunismus zum Bolschewismus und Staatssozialismus für viele, die in den ersten Jahren dabei gewesen waren, traumatisierend gewesen sein muss. Bini Adamczak hat in *Gestern morgen* die Erschütterungen ja ebenfalls festgehalten. Wenn Birgit Schmidt und ich uns treffen, fordern wir uns übrigens fast jedes Mal gegenseitig auf, nun endlich die große Franz-Pfemfert-Biographie zu beginnen – es gibt bislang nur eine leistungswerte Biographie über seine Frau Alexandra Ramm. Kommunistinnen und Kommunisten wie er konnten sicher in der Zeit von 1918 bis 1945 einfach irre werden.

DH Meine Frage zielte auf etwas anderes ab. Ich fürchte, ich muss die Frage noch einmal präzisieren. So sehr ich eine Biographie Franz Pfemferts begrüßen würde, geht es mir an dieser Stelle weniger um einen historiographischen Zugang, sondern vielmehr darum, den – das mag in heutigen Ohren vermutlich etwas schrullig klingen – Schmerz festzuhalten, wie er vielleicht nur in der Literatur ausgedrückt werden kann.

In Arthur Koestlers Renegatenroman *Sonnenfinsternis (Darkness at Noon)* wird ja die Geschichte von N. S. Rubaschow aus der Ich-Perspektive geschildert. Er, der einst der »Alten Garde« angehörte, wird nun von den Neuen in der Partei bezichtigt, Attentatspläne auf »Nummer Eins« – eine unverkennbare Anspielung auf Josef Stalin – ausgeheckt zu haben, weshalb er verhaftet wird, was ihm aber sogleich zum Anlass wird, sein bisheriges Parteileben Revue passieren zu lassen. Der Hauptteil des Romans kreist ja um das Problem, dass die Partei kein Ich kenne, was sie niederträchtig als »grammatikalische Fiktion« bezeichnet und was Rubaschow nach und nach für sich entdeckt. Das Ich darf dort keinen Platz haben, da es bereits Widerspruch evoziert, die unterstellte Einheit der Partei allein dadurch schon in Zweifel zieht. Die Partei antwortet aufs Ich mit einer eigentümlichen Logik, die vorgibt, konsequent und abschließend zu sein, kurzum: frei von Ambivalenz zu sein. Ganz im letzten Teil des Romans erfährt man, und das gewissermaßen nur beiläufig, was aber so beiläufig wiederum nicht sein kann, dass Rubaschow Jude ist, was zumindest die Assoziation zulässt, dass Koestler nicht nur die erste stalinistische Säuberungswelle der 1930er Jahre in den Blick genommen hat, sondern vermutlich gar die zweite Säuberungswelle, die dann erst Ende der 1940er Jahre, nach dem Erscheinen des Romans, erst einsetzte, vielleicht schon antizipierte, die ja

unter anderem auch zur ›Auflösung‹ des Jüdischen Antifaschistischen Komitees unter Stalins Regime führte.

Nun also noch einmal anders ausgedrückt: Erstaunt es nicht, vor allem in Anbetracht der ganzen Renegatenliteratur – Manès Sperbers erst spät verfasste Autobiographie zitiert du in deinem Buch ja auch –, dass man sich überhaupt noch imstande sah, die Kritik in offiziellen Statements auszudrücken?

OK Im Nachwort zur deutschen Ausgabe von *Sonnenfinsternis* aus dem Jahr 1978 schreibt Arthur Koestler, durch den zweiten Vornamen sei sein Protagonist als Jude erkennbar, »aber weder fiel mir das auf, noch hat mich je ein Leser darauf aufmerksam gemacht«. Es war also keine bewusste Entscheidung, die Hauptfigur so auszugestalten.

DH ... Du hast recht, es war nicht im letzten Teil seines Romans, sondern in seinem Nachwort ...

OK ... Die ungeheure Erschütterung, die zunächst der Aufstieg des Nationalsozialismus in Deutschland und in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre die Moskauer Schauprozesse für manche Kommunistinnen und Kommunisten bedeuteten, wurde selbst denjenigen, die deswegen mit der Kommunistischen Internationale brachen, erst nach und nach voll bewusst. Um diesen Schock darzustellen, sind Romane sicher besser geeignet als geschichtswissenschaftliche Studien.

Allerdings war das, was Stalinismus bedeutete, in den Jahren der Weimarer Republik, auf die ich mich in meinem Buch konzentriere, noch nicht im ganzen Umfang erkennbar. Es ist ein bedeutender Unterschied zwischen der Zeit von 1918 bis 1933 und der Zeit der ersten Moskauer Schauprozesse von 1937. Wenn zum Beispiel Heinrich Brandler und August Thalheimer mit ihrer KPD-Opposition 1929 die KPD kritisieren, taten sie dies im Wissen, dass

Brandler noch 1923 KPD-Vorsitzender gewesen ist. Es war noch nicht ausgeschlossen, dass sich das Blatt auch wieder wenden könnte. Trotzki konnte zu dieser Zeit vermutlich ebenfalls noch hoffen, irgendwann wieder nach Russland zurückkehren zu können. Als Joseph Berger 1929 aus Palästina von der antisemitischen Gewalt berichtete, tat er dies offensichtlich in der Hoffnung, die Mitglieder der Kommunistischen Internationale wachzurütteln. Otto Heller von der KPD erreichte Berger damit ja auch. Heller schrieb in seinem 1931 erschienenen Buch *Der Untergang des Judentums* über die antisemitischen Pogrome 1929 in Palästina. Erst mit der zweiten Auflage seines Buchs im Jahr 1933 nahm Heller das, auf Druck der Parteiführung, wieder zurück.

DH Das sind wichtige historische Präzisierungen, wodurch das Widerspenstige in der Geschichte erkennbar wird und nicht bloß schlecht (wozu ich oft neige) logifiziert wird. Würdest du also sagen, dass die Literatur der Renegaten – auch Georg K. Glaser, Victor Serge und Franz Jung wären hier, wie viele andere auch, zu nennen – des sich erst immer nur peu à peu bewusst zu machenden Scheiterns der Partei in diesen (und anderen) Fragen ist? Und wodurch erklärt sich deiner Ansicht nach die langgehegte Hoffnung dieser Leute in den Parteiapparat, von dem man doch von Anfang an schon hätte wissen können, dass dieser – sei es durch seine zahlreichen Parteiausschlussverfahren, auf denen man wie mit der Dampflokomotive der Geschichte über Einzelne hinwegraste; sei es durch den ungebrochenen Bezug auf Agitation und Propaganda; und sei es vor allem durch die Affirmation der Form Politik und der Form Staat – ein Friedhofsverwalter ist, weil er den Kadavergehorsam erzwingt, der Ambivalenz nicht dulden kann. Das alles lässt sich als Spätgeborener zugegebenermaßen immer leicht sagen, mag sich vielleicht auch anarchisch anhören und kann womöglich den Anschein von Arroganz nicht gänzlich von sich weisen, doch mit der

Form Partei kann man ganz grundsätzlich niemals auch nur irgendwie sympathisieren. Die Rätekommunisten haben das Problem – wenngleich sie sich wiederum neue einhandelten, indem sie die Partei nicht von ›oben‹, sondern eben von ›unten‹ zu konstituieren gedachten – doch zumindest umrissen, und das schon vor 1918.

OK Ich würde das Problem nicht allein an dem Verhältnis zu Partei und Staat festmachen. Das Problem mit dem Antisemitismus bestand und besteht ja nicht allein oder vornehmlich innerhalb des Parteikommunismus. Aus dem anarchistischen Spektrum sind aus dem 19. Jahrhundert hasserfüllte antisemitische Aussagen überliefert, von Michail Bakunin und Pierre-Joseph Proudhon, um die prominentesten Namen zu nennen, mit Vertreibungs- und Ausrottungswahnideen. Das tieferliegende Problem besteht meines Erachtens in der grundlegenden Idee von Kollektivität und dem, was die Mitglieder einer Arbeiterklasse miteinander verbinden soll: nämlich produktiv, wertschaffend, nützlich zu sein, nicht parasitär.

Kollektivität ist im 21. Jahrhundert zum Beispiel auch, wie die Documenta fifteen gezeigt hat, in der Kulturszene populär. Diese Kollektive verstehen sich gern als unabhängig, fluide, als kritisch gegenüber Staaten – zumindest, wenn es um Israel geht –, gegenüber festen Parteistrukturen. Trotzdem kommen anscheinend auch solche fluiden Kollektive nicht ohne Gegenentwürfe, nicht ohne Feindbilder aus, von denen sie sich abgrenzen können.

1925 brachte die *Rote Fahne*, die Tageszeitung der KPD, auf ihrem Titelblatt eine ganzseitige Zeichnung, die einen riesigen Arbeiter zeigt, der in seinen großen Fäusten einen deutlich kleineren »Kapitalisten« und einen deutlich kleineren »Großgrundbesitzer« hält. Schon ohne Worte ist erkennbar, dass der

große Arbeiter die beiden aus der Welt, in der er steht – einer Industrieanlage und einer kleinen Stadt – rauswerfen wird. Betitelt ist die Zeichnung mit den Worten: »Entfernt die Parasiten. Wählt Kommunisten«. Suggestiert wird, dass Ausbeutung, Entfremdung, die Verwertung des Werts keine strukturellen Probleme der kapitalistischen Gesellschaft sind, sondern gewissermaßen ›äußerliche‹ Probleme, die verschwinden, sobald bestimmte Personen oder bestimmte Klassen verschwunden sind. An der Industrie oder der Stadt muss sich nach dieser Darstellung nichts ändern. Ein solcher romantischer Antikapitalismus findet sich nicht nur in den kommunistischen Partei oder den realsozialistischen Staaten.

DH Es sollte klar sein, dass sich der Antisemitismus nicht bloß durch die und in der KP erhielt und heute noch erhält, sondern so gut wie überall sein Zuhause hat: sei es im Philosemitismus, im Antizionismus, in Künstlerkreisen usw. usf. Besser drehen wir den Spieß einmal um und fragen, wo es keinen Antisemitismus gibt. Ich frage mich beim Lesen dieser älteren Kritiken immer nach der Erfahrung, die mich, ja uns, ganz real von einer Generation von Kommunisten, wie du sie in deinem Buch auch portraitiert, abschneidet. Mich würde – und das mag sich in den zwei Menschenaltern ausdrücken, die zwischen mir und Rosa Luxemburg liegen – es mehr verwundern, wenn sich der Antisemitismus nicht in der KP oder bei den Anarchisten Bahn brechen würde – ebenso würde es mich wundern, wenn eine Documenta einen herbeieilenden Meron Mendel an der Tür abweisen würde Kurzum: zwischen uns und Rosa Luxemburg liegt die Erfahrung, die nicht Kommunisten, dafür allerdings der Literat Franz Kafka in einem Brief an Max Brod aus dem Jahr 1922 anlässlich des antisemitischen Mords an Walther Rathenau – zweifelsohne lakonisch – ausdrückte und die nicht erst heute zur bitteren Gewissheit gehört: »Unbegreiflich, dass man ihn so lange leben ließ«.

OK Die Frage ist ja, welche Konsequenzen man heute aus dieser Einschätzung zieht und welche man während der Weimarer Republik hätte ziehen können. Hätte Walther Rathenau Deutschland verlassen sollen? Oder hätte er sich aus der Politik zurückziehen sollen? Ein desillusionierter Blick auf die deutsche Gesellschaft kann leicht in Fatalismus oder Zynismus umschlagen, wenn man in der komfortablen Lage ist, sich eine fatalistische Haltung leisten zu können, das heißt, wenn man nicht durch eine – gewählte oder aufgezwungene – jüdische Identität ohnehin gezwungen ist, sich ständig gegen Anfeindungen zu wehren. Das Buch *»Gegen den Geist des Sozialismus«. Anarchistische und kommunistische Kritik des Antisemitismus in der KPD zur Zeit der Weimarer Republik* habe ich ja gerade geschrieben, um daran zu erinnern, wie Linke in den 1920er und frühen 1930er Jahren versucht haben zu intervenieren, etwas zu verändern, sich zu wehren. Gewehrt hat sich zum Beispiel das spätere KPD-Mitglied Werner Scholem, der 1920, als er noch Mitglied der Unabhängigen SPD war, in einem offenen Brief an die Parteigenossen, die ihn antisemitisch beleidigten, schrieb, sie »mögen schleunigst aus der USPD aus- und in den Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbund eintreten«. Solche Versuche mögen uns heute illusorisch oder hilflos erscheinen. Aber dadurch werden sie nicht falsch. Für Scholem gab es dazu keine Alternative.

Ich bin mir der Gefahr bewusst, dass mein Buch heute von einer Traditionslinken vereinahmt werden kann, etwa in dem Sinn, das Problem mit dem Antisemitismus in der Linken könne ja so groß nicht gewesen sein, wenn sich so viele namhafte Personen innerhalb der Linken gegen ihn aussprachen. Ich denke aber, dass ich deutlich genug geschildert habe, dass diese Linken eben nicht die Mehrheit oder die herrschende Position der KPD repräsentierten und dass das Problem mit dem Antisemitismus groß war – trotz Rosa

Luxemburgs oder Leo Trotzki's Kritik des Antisemitismus.

DH Apropos Fatalismus ... ich will mit dir noch einmal kurz einen Blick ins Buch werfen: du schreibst in deinem Buch ja auch über das Scheunenviertelpogrom von 1923. Über ein heute in Vergessenheit geratenes Berliner Viertel, das sich in der Nähe des Alexanderplatzes befindet und an das sich im Land der Erinnerungsweltmeister lange Zeit niemand erinnern wollte, weil dort vorrangig Ostjuden lebten, denen man im postnazistischen Deutschland deswegen die Erinnerung verwehrte, weil man in ihnen keinen kulturellen Nutzen erkannte, worauf Eike Geisel mit seinem womöglich besten Text, der in dem von ihm herausgegebenen Sammelband *Scheunenviertel* abgedruckt wurde, aufmerksam gemacht hat. Du schilderst sehr eindrücklich, wie der sozialdemokratische *Vorwärts* am Morgen nach dem Scheunenviertelpogrom von 1923 dazu kam zu schreiben, dass »deutschvölkische Demagogen« dieses Pogrom von langer Hand geplant hätten. Doch du vermutest, dass es gar nicht so sehr rechte Kräfte gewesen waren, die dort gewütet haben, sondern die völkischen Handlanger links von ihnen für den Terror (mit-)verantwortlich gewesen seien. Inwieweit nahm der Antikapitalismus der Linken das Pogrom an den Juden in Kauf?

OK Dass die KPD die Gewalt begrüßt oder »in Kauf« genommen hätte, lässt sich so nicht sagen. Im Gegenteil wurde das Pogrom im Scheunenviertel als solches bezeichnet, und die KPD hat sich von der Gewalt distanziert. Allerdings folgt darauf in einem internen Referentenmaterial ein »Aber«. Denn obwohl die KPD das Pogrom verurteilte, finden sich in diesem Papier Versuche, die Gewalt zugleich als eine zwar falsche, aber verständliche antikapitalistische Aktion zu deuten, und so knüpfte das Papier an die Agitation von Ruth Fischer oder Hermann Remmele während des Schlageter-Kurses an. So heißt es in dem Papier:

»Das Bank- und Handelskapital in Deutschland« sei »zum größten Teil in jüdischen Händen«, die »kleinen Gauner« im Scheunenviertel seien die »kleine Konkurrenz« der »Juden des Kurfürstendamms und der Börse«. Die KPD müsse sich deswegen davor hüten, zu »Beschützern des jüdischen Kapitalismus« zu werden.

Besonders gefährlich waren und sind diese Aussagen, gerade wenn sie nicht mit der Absicht getroffen wurden, bewusst Judenhass zu schüren. Es ist ebenso gut denkbar, dass das Mitglied (oder die Mitglieder), die das KPD-Material zu verantworten hatte(n), solche Aussagen schlicht für wahr hielten. Sie hielten es also für eine objektive Tatsache, dass eine mächtige »jüdische« Finanzelite in Deutschland dominant gewesen sei.

DH Vorrangig geht es in deinem Buch ja um die Zeit der Weimarer Republik. Was hat sich in der Kritik des Antisemitismus vor und nach 1945, also vor und nach der Shoah, in der Kritik am Antisemitismus dem Gehalt nach selbst geändert? Was rückte dadurch mehr in den Blick, was änderte sich und was ist heute womöglich gänzlich vergessen?

OK Zentrale Stereotype des modernen Antisemitismus sind heutzutage tabuisiert – was nicht heißt, dass sie aus den Köpfen verschwunden wären. Vor 1933 redeten Linke unbefangen vom »jüdischen Kapital«. Das macht heute kaum noch jemand (was eben nicht heißt, dass nicht nach wie vor viele glauben, Jüdinnen und Juden seien reich oder hätten eine besondere Affinität zum Geld). Das macht es auch für die Kritik schwerer, heute den Antisemitismus zu fassen zu kriegen. Gleichzeitig ist es mittlerweile weitaus geläufiger, von einem Antisemitismus »ohne Juden« auszugehen, also davon, dass auch Positionen, die nicht explizit gegen Jüdinnen und Juden gerichtet sind, antisemitisch sein können.

Nach 1945 hat auf jeden Fall der linke Antizionismus endgültig seine Unschuld verloren. Isaac Deutscher formulierte 1954: »Wenn ich in den zwanziger und dreißiger Jahren, statt gegen den Zionismus anzugehen, die europäischen Juden aufgefordert hätte, nach Palästina zu gehen, hätte ich womöglich geholfen, einige Menschenleben zu retten, die später in Hitlers Gaskammern ausgelöscht wurden.«

Es ist bemerkenswert, dass sich in der Zeitschrift der KPD-Opposition, *Gegen den Strom*, 1929 eine Kritik des Antizionismus fand, die auch heute noch Gültigkeit hat. Eine oder ein L. K. verweist darauf, dass sich die KPD von jeder »marxistischen Untersuchung« der Klassenkonflikte im Nahen Osten verabschiede, wenn sie die Konflikte im britischen Mandatsgebiet Palästina auf den Gegensatz von verschiedenen ethnischen Gruppen – »Juden« gegen »Araber« – reduziert.

DH Die Erinnerung, wie unter anderem du sie fortführst, aber auch ein paar andere – wie beispielsweise Joachim Bruhn, Felix Klopotek, Hendrik Wallat, Dorothea Rein (Verlag Neue Kritik) oder Lukas Holfeld, um jetzt nur ein paar Namen zu nennen –, an die Geschichte der Linken und die linke Dissidenz sind heute weitestgehend Anathema, was womöglich auch damit zusammenhängt, dass der Antiimperialismus im Gewand des Marxismus-Leninismus weitestgehend der Vergangenheit angehört, wenngleich er sich in neuen Kleidern schmückt: in denen des Postkolonialismus. Wie erklärst du dir, dass das Interesse an der, wie ich es jetzt einmal ausdrücken will, Geschichte der kommunistischen Dissidenz so marginal ist?

OK In der Linkspartei oder der Rosa-Luxemburg-Stiftung sind die Probleme nach wie vor gegenwärtig. Ich glaube, es gibt das Bedürfnis, in einer Tradition zu stehen, die jedenfalls in ihren Ursprüngen gut gewesen sein soll. So erlebe ich, dass von den Wenigen, die sich

kritisch mit dieser Geschichte auseinandersetzen, mehr bereit sind, sich von der stalinistischen oder stalinisierten KPD – also der Partei ab 1928 – zu distanzieren als Probleme auch in der Anfangszeit wahrzunehmen. Da passt eben eine Kritik wie die von Franz Pfemfert 1923 nicht zu den Erwartungen. Gleichzeitig habe ich den Eindruck, dass zum Beispiel der Mord an Leo Trotzki ein Trauma darstellt, mit dem kommunistische oder allgemeiner traditionsbewusste Linke keinen Umgang finden können. Dieser Mord war nicht nur ein Verbrechen, durch nichts zu rechtfertigen, ein Verrat der Revolution. Er macht auch deutlich, dass die Todfeinde nicht nur auf der Seite der klassischen politischen Gegnerinnen und Gegner stehen.

DH Bei deinem Essay handelt es sich ja vorrangig um eine historische Untersuchung. Was bringt die Schrift – von der wichtigen Schärfung historischen Bewusstseins einmal abgesehen – für die heutige Auseinandersetzung?

OK Es kann die eigene Position stärken zu wissen, dass sie älter ist als man selbst, dass die Argumente schon vor 100 Jahren auf dem Tisch lagen. Es wundert mich, dass die antinationale Linke, die sich nach 1989/90 in Deutschland bildete, sich nicht deutlicher auf Rosa Luxemburg berufen hat. Es erfreut andererseits immer wieder Personen aus diesem

Spektrum, wenn ich bei meinen Vorträgen Franz Pfemferts Forderung aus dem Jahr 1913 zitiere, die SPD solle sich nicht nur international geben, sondern sie müsse »antinational« sein. Aus Luxemburgs Kritik der »nationalen Befreiung« lässt sich auch für aktuelle Debatten noch viel lernen. Ebenso aus Leo Trotzki »Thermidor und Antisemitismus«, einem Text aus dem Jahr 1937, mit dem ich mich am Schluss meines Büchleins beschäftige. In diesem Text analysierte Trotzki die subtilen Formen des Antisemitismus, die Verwendung von Codes, von Anspielungen, die ja nicht nur die Stalin-Fraktion nutzte, sondern die auf andere Weise seit 1945 auch die extreme Rechte verwendet.

Literatur

Olaf Kistenmacher: »Gegen den Geist des Sozialismus«. Anarchistische und kommunistische Kritik der Judenfeindschaft in der KPD zur Zeit der Weimarer Republik. Dezember 2023